

Entlarvt.

Criminal-Romane von Wilhelm Mundt.

(Fortsetzung.)

„Und welcher Mann dürfte sich erlauben, in dem Schlafzimmer einer Frau auf- und abzugehen — als ihr Gatte, und weiter wiederum, wer dürfte es wagen, sich ihr zu nähern, wenn sie dasitzt, ohne daß sie sich umwendet?“

„Ganz richtig,“ murmelte der Friedensrichter.

„Die Gräfin war also tot,“ fuhr der Agent fort. „Endlich hatte er sich derjenigen Frau entledigt, welche die seinige war, die er genugsam gekostet hatte, um sich zu einem schändlichen Verbrechen zu entschließen, um sich entschließen zu können, seine glückliche, glanzvolle und beneidenswerte Existenz mit dem Leben eines heimaths- und vaterlandlosen Verbrechers zu vertauschen, der ohne Freunde und ohne Theilnahme von allen Gesetzen der ganzen Welt und von jedem Polizeibeamten wie ein gefährliches Wild verfolgt wird.“

Sein zweiter Gedanke war jener Brief, jenes Papier, jenes Altkleid, oder was es immer gewesen sein mag, das er im Hause vermutet, und das für ihn eine große Bedeutung haben mußte.“

„Jedenfalls war dies einer der Beweggründe zum Mord,“ schaltete der Friedensrichter ein.

„Der Graf glaubte,“ fuhr der Agent fort, „dieses Papier sollte zu finden. Er täuschte sich. Er durchsuchte die Möbel — und findet nichts. Er durchwühlte die Schubladen, er hebt die Marmorsteine auf — er wühlt Alles durcheinander — vergebens.“

Da kommt ihm ein Gedanke. Sollte jenes Document sich nicht unter dem Kaminestische befinden? Nach entsetzten Heben er das Gesimse weg — dadurch fällt die Pendule zu Boden und bleibt stehen. Es ist noch nicht zehn und ein halb Uhr.“

Unter dem Kaminestische findet er es eben so wenig wie anderswo. Wo mag dies verhängnisvolle Papier, das für ihn so kostbar ist, nur sein? denkt er. Sein Zorn wächst mit jedem Augenblick. Er denkt an die Schutzhäuser — aber wie sie aufschließen? Die Schlüssel, die auf dem Teppich lagen, bemerkt er nicht — er sieht sich nach einem Instrument um, mittelst dessen er sie zertrümmern konnte. Er eilt herunter, ein solches zu suchen.

Glücklos kommt er zurück, mit der Axt bewaffnet, die wir oben gefunden haben — wie ein Wüthender zertrümmert er Alles, um das Geheime zu finden — Alles beschmutzt und durchsuchte er — nichts, immer nichts zu finden.

Er eilt in sein eigenes Cabinet um dort das Zerstörungswerk fortzusetzen — sein eigenes Bureau verschont er nicht — nicht als ob er es nicht kenne, sondern möglicherweise könnte ein verborgenes Versteck sich in demselben befinden — er hat es nicht selbst gefast, es gehörte dem ersten Gatten seiner Frau, Sauvestre.

Desgleichen durchsucht er wie wüthend die Bibliothek — vielleicht findet sich doch das gewünschte Altkleid in irgend einem alten Buche, wo Niemand es vermutet — denkt er — ein Buch nach dem andern schüttelt er in größter Hast und wirft sie mitten ins Zimmer, da er nichts findet.

So eilt er wüthend von einem ins andere Zimmer — Angst, Schrecken und Hast rauben ihm fast die Besinnung, so daß er sich nicht die nöthige Ruhe noch Zeit zu seinem Gesichte nimmt. Zehnmal durchwühlt er dieselben Schubfächer, dieselben Möbel — alles, alles vergebens.

Zuletzt verfällt er auf den Gedanken, vielleicht könne das Altkleid in dem Sitz irgend eines Stuhls, eines Fauteuils verborgen sein — rasch entschlossen reißt er einen Decken von der Wand und zerhackt ohne Ueberlegung den Velours der Stühle und Fauteuils...

Seine Wuth erreicht den höchsten Grad. Er hatte, als er das Verbrechen zu begehen beschloß, Alles wohl überlegt, zuerst seine Frau zu tödten... aus näheren Gründen... hauptsächlich wegen des Altkleides... sich dieses zu bemächtigen und dann zu fliehen...

Und nun, alle seine Pläne zum größten Theil vereitelt, alle seine Hoffnungen vergebens!

Denken wir uns dazu den Schrecken und die Angst, die wohl nothwendig ihn erfassen mußte! Tausende Gefahren bedrohten ihn — das trat ihm jetzt vor die Seele — die er nicht bedacht hatte. Wie leicht konnte noch ein Freund kommen, ihn ge-

rade jetzt in dieser Nacht zu besuchen — der Zufall spielt ja oft in tödtlicher Weise: Was mochte wohl Jemand denken, der zu fällig an dem Schlosse vorbeiging und das hin und her eilende Licht sah! Und konnte wiederum der tödtliche Zufall es nicht wollen, daß einer der Bedienten früher zurückkehrte, als er voraussehen konnte!

Seine Aufregung malt ihm Gefahren und Schreckbilder vor, wie es nun eben nach Vollbringung einer solchen That zu geschehen pflegt. Schon glaubt er ein ganz sonderbares Geräusch zu vernehmen — es dünkt ihm, als ob Jemand dem Schlosse sich näherte — da fährt ihm plötz- lich abermals ein wilder Gedanke durch den Kopf — ist die Gräfin auch wirklich todt? — Hat er sie auch vollständig geädelt? Könnte sie nicht etwa bloß schwer ver- wundet sein — an's Fenster eilen, um Hilfe rufen?...

Unter dem Eindrucke dieser Gedanken eilt er in's Zimmer, nimmt hastig den Dolch und verwundet die Gräfin zu wie- derholten Malen auf's Neue — aber seine Hand zittert so sehr, daß er ihr nur leichte Wunden beibringt.

Sie haben bemerkt, lieber Doktor, daß alle diese Wunden in derselben Richtung laufen, sie bilden mit dem Körper einen rechten Winkel — das beweist, daß die Gräfin schon am Boden lag, als man sie so zerstückte.

Dann hat der Glende im höchsten Grade seiner Wuth die Leiche der armen von ihm gemordeten Frau noch mit Füßen getreten — die Abfälle seiner Stiefel haben gerade diese Contusionen hervorgebracht, die die Leichenschau ergeben hat...

Athemlos, ohne die geringste Bewegung zu machen, wie um kein Wort zu verlieren, hatten der Doktor und der Friedensrichter den Ausführungen des Agenten zugehört. Es war nicht mehr die Erzählung eines Drama's — nein, der Agent schien voll- ständig daselbe wie auf der Theaterbühne, ja wie in Wirklichkeit aufzuführen — jenes seiner Worte, verbunden mit lebhaften Gebärden, schienen allen Zweifel zu benehmen. Der Agent schien sich wie ein Künstler in seine Rolle hineingelebt haben — es war, als ob er in Wirklichkeit den Schreden und die Angst fühle, die Graf Tremorel, als er sein unheiliges Verbrechen ausführte, wirklich peinigte und wie einen Rasenden von einem Zimmer ins andere trieb.

„Sie sehen hiermit,“ fuhr der Agent lebhaft fort, „den ersten Akt dieses Trauer- spiels — so darf ich es wohl nennen. Nicht selten, ja fast immer nach einem Mord ist der Mörder von grenzenlosem Haß gegen sein Opfer erfüllt, und stürzt er sich dann nochmals mit erneuerter Wuth auf die Leiche. Dann folgt in der Regel eine große Niedergeschlagenheit nach — ganz natürlich.“

Nachdem Graf Tremorel die Leiche seiner Frau schrecklich verstümmelt hatte, hat er sich höchst wahrscheinlich auf einen der Fauteuils niedersinken lassen, die sich im Zimmer befanden — die Falten, die in dem Stoffe eines der Stühle sichtbar sind, deuten darauf hin.

Der Graf ruhte einen Augenblick aus — während wilde Gedanken sein Hirn durchkreuzten. Er hat nichts, nichts gefunden, denkt er sich — er muß in der kurzen Zeit, die noch bis Tagesanbruch übrig bleibt, alle Maßregeln treffen, die erforderlich sind, um die Untersuchung irre zu führen und den Glauben zu erwecken, auch er sei ermordet worden.

Er nimmt jetzt eine Scheere und schneidet sich den schönen, so sorgfältig gepflegten Bart ab.“

„Ah!“ unterbrach der Friedensrichter, „deshalb also betrachteten Sie so aufmerk- sam das Porträt des Grafen?“

Der Agent war zu sehr mit seinem „Roman“, wie er diese Geschichte nannte, beschäftigt, um auf diesen Ausruf zu achten.

„Es gibt,“ fuhr er fort, „gerade solche ganz gewöhnliche Details, die eben durch ihre Alltäglichkeit schrecklich werden; so- bald sie mit anderen bestimmten Umstän- den verbunden sind.“

Denken Sie sich, meine Herren, den Grafen, bleich, mit dem Blut seiner Frau bedeckt, wie er vor dem Spiegel steht, und sich rasirt, während drei Schritte von ihm entfernt die noch warme Leiche am Boden liegt... Wirklich eine ganz außerordentliche Energie des Characters — freilich nicht in gutem Sinne...

„Also glauben Sie“, rief der Doktor aus, „daß der Graf seine Zeit damit ver- loren haben soll, sich den Bart zu sche- ren?“

„Ich bin des ganz sicher“, antwortete der

Agent, „positiv“, fügte er hinzu, indem er jede Silbe mit Nachdruck betonte.

„Eine Serviette, auf der ich eine dieser Spuren — eine einzige — gefunden habe, die ein Rasirmesser zurückläßt, wenn man es abtrüdet, hat mich auf diesen Gedanken gebracht. Ich habe dann sogleich nach einer Büchse mit Rasirmessern gesucht und — sie auch gefunden; eines von denselben war offenbar noch vor sehr kurzer Zeit ge- braucht worden — denn es war noch feucht. Die Serviette und die Büchse mit den Rasirmessern habe ich selbstredend sorgfältig aufgehoben.“

Daß der Graf sich den Bart abgeschnit- ten hat — liegt außerordentlich nahe, denn dadurch wurde sein Aussehen so verändert, daß ihn später kaum Jemand wieder erken- nen würde.

Es blieb ihm jetzt nur noch übrig, durch allerlei Argeikeln künstlich den Glauben zu erwecken, daß auch er ermordet worden sei.

Er suchte sich also ein Kleidungsstück Grespins hervor, riß an der Taiche ein Stück heraus und drückte es seinem Opfer in die Hand.

Dann packte er den Leichnam auf und schleppte ihn die Treppe hinab — daher die Blutspuren auf der Treppe. Unten angekommen, mußte er die Leiche einen Augenblick auf den Boden legen, um die Thüre öffnen zu können — daher die große Blutlache am Fuße der Treppe.“

Was jetzt trug er die Leiche — am Rande des Rasenplatzes angelangt, schleppte er sie bei den Schultern nehmend, weiter, in- dem er fortwährend rückwärts schreiet, um so den Glauben zu erwecken, auch seine Leiche sei fortgeschleppt und in die Seine geworfen worden.

Nur hat er dabei Zweierlei vergessen. Er hat zunächst nicht daran gedacht, daß die Unterleider der Gräfin das Gras auf ziemlich großen Flächenraum sniden und so seine Aft in den Tag bringen würden. Er hat weiter nicht daran ge- dacht, daß sein eleganter Fuß, mit seinen Stiefeln bekleidet und mit hohen Abfüßen versehen, sich in das feuchte Erdreich des Rasenplatzes eindrücken und so einen son- nenklaren Beweis ausmachen würden.

„Davon haben Sie uns nichts gesagt!“ rief der Friedensrichter überaus aus.

„Freilich“, antwortete lächelnd der Agent, „ich wollte die Herren ein wenig übertra- schen — Sie werden es mir gewiß nicht übel nehmen.“

„Bitte nicht im Mindesten.“

An der anderen Seite des Rasenplatzes „also“, fuhr der Agent fort, „hat der Graf die Leiche wieder aufgehoben, dann an den Rand des Wassers getragen und dort mit der größten Vorsicht sanft niedergelegt — wieviel fürchtete er sich zu beschwören, wenn er dieselbe mit Heftigkeit dahin ge- worfen haben würde — nun, er hat uns, freilich ohne es zu wissen und zu wollen, unsere Aufgabe sehr erleichtert!“

„Ganz richtig,“ bemerkte der Friedens- richter vor sich hin sinnend.

„Aber noch mehr“, fuhr der Agent fort.

„In seinem Plane lag es, den Glauben zu erwecken, am Bache habe zwischen dem Ränder und seinem Opfer ein langes Ringen stattgefunden — deshalb wühlte er mit seinen Füßspitzen weit und breit den Sand auf — so glaubt er die Polizei täu- schen zu können.“

„So war es in der That,“ nickte der Friedensrichter.

„Jetzt eilt er wieder zum Hause — die Zeit drängt und noch Vieles bleibt ihm zu thun übrig — daraus, aus dieser seiner Hast und Eile, erklärt es sich, daß er Thor- heiten über Thorheiten begeht — insofern er Manches thut, was mit seinem Plane schnurstracks in Widerspruch steht.“

Er nimmt also seinen Pantoffel und einen Foulard, die er mit Blut besetzt. Seinen Foulard und den einen Pantoffel wirft er auf den Rasen hin — den andern schleudert er mitten in die Seine.

Die Flaschen, welche er sodann auf den Tisch stellt, sind leer — er denkt nicht da- ran, daß sein Kammerdiener dies bezeugen wird. Er glaubt Wein in die fünf Gläser zu gießen und gießt Eßig hinein — ein klarer Beweis dafür, daß Niemand aus denselben getrunken hat.

Dann steigt er wieder hinauf — rückt den Zeiger der Uhr vorwärts — aber zu weit, und vergißt, die Zeiger und das Schlagwerk der Uhr in Uebereinstimmung zu bringen.

Er tritt zum Bett hin und bringt es in Unordnung, um den Anschein zu erwecken, als habe Jemand darin geschlafen — aber er übersteht dabei, daß es unmöglich ist, drei Dinge mit einander in Einklang zu bringen. Daß in Unordnung gebrachte

Bett, die Uhr, welche drei Uhr zwanzig zeigt, und der Umstand, daß die Gräfin wie am hellen Tage angeliegt ist.“

Der Agent hielt einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen. Dann fuhr er fort:

„Bis hierhin, meine Herren, ist wohl kein Punkt, der einem erheblichen Zweifel Ihrerseits begegnete?“

„Aberdings nicht“, entgegnete der Friedensrichter, „aber die Axt, die wir auf der zweiten Etage gefunden haben?“

„Ganz richtig“, antwortete der Agent, „ich stand gerade im Begriffe, Ihre Auf- merksamkeit auf diesen scheinbar unerklärli- chen Umstand zu lenken, der jedoch, glaube ich, nicht so dunkel ist, wie man glauben sollte.“

Ein Punkt in dieser dunklen Geschichte ist — wir verdanken es Ihnen, Herr Frie- densrichter — ganz klar und kein Zweifel ist darüber möglich: im Schlosse war ein Papier, ein Altkleid, ein Brief oder ir- gend etwas dergleichen verborgen, das für den Grafen von der größten Bedeutung war. Der Graf wünschte dieses Papier aus irgend einem Grunde zu besitzen — viel- leicht war sein Besitz geradezu eine Noth- wendigkeit für ihn — drum mußte er es haben, koste es, was es wolle. — Vielleicht war sein Inhalt für den Grafen sehr com- promittirend — kannten wir seinen Inhalt, so würden wir die vollständigste Erklärung für das Verbrechen besitzen. — Jetzt sind wir lediglich auf Vermuthungen angewiesen — der Zufall wird es uns wohl in die Hände spielen.“

Der Graf mußte also Alles in Bewe- gung setzen — ja das Unmögliche verfu- gen, um in den Besitz dieses Documentes zu gelangen — war es doch einer der Haupt-Beweggründe zu seiner That.

Trotz der vorgerückten Stunde, trotz des anbrechenden Tages eilt er deshalb mit der Axt bewaffnet auf die zweite Etage und sucht dort, was er unten nicht finden konnte.

Wie vorhin durchwühlte er alle Schub- laden, alle Fächer, alle Möbel — verge- bens.

Soeben steht er im Begriffe, ein Möbel zu zertrümmern — vielleicht waren die Schlüssel nicht zur Hand — als ein Schrei im Garten sich vernehmen läßt. — Er eilt an's Fenster — was sieht er?

Die beiden Bertrand stehen am Rande des Baches bei der Leiche. Denken Sie sich, meine Herren, den Schrecken des Gra- fen!

Was soll er thun? Sein Zerstörungs- wert fortsetzen? Die Aufmerksamkeit Bei- der noch mehr erregen? Das wäre Wahnsinn gewesen! Die Gefahr wird immer größer, immer drohender... Es wird allmählig Tag... es bleibt ihm nichts übrig als zu fliehen... keine Secunde hat er mehr zu verlieren... schon zu lange hat er gewartet.

Also schleudert er in der größten Angst mit Gewalt die Axt zu Boden — daher die Einknicke — restig einige Bündel Bank- noten zusammen, stürzt die Treppe hinab und flieht an der entgegengesetzten Seite in's Freie, nachdem er noch eben die blutige Weste Grespins in die Seine geworfen.“

Der Agent schwingt — auch seine beiden Zuhörer saßen da, in tiefes Schweigen versunken — ganz natürlich, der Agent hatte ihnen ein furchtbares Drama ent- rollt — vorausgesetzt, daß seine Ansichten mehr als Vermuthungen waren.

Zwar war Lecoc ein geriebener Polizei- Mann — aber konnte er sich nicht täuschen? Vielleicht hatte das Ereigniß so stattgefun- den, wie er es entwickelt hatte — vielleicht auch nicht — wer konnte es wissen? Ge- wissheit hierüber konnte nur die Zukunft bringen — obwohl es nicht zu leugnen war, daß das Spiel des Agenten Vieles, ja sogar hohe Wahrscheinlichkeit für sich hatte... Was er erzählt hatte, wie er sich den Verlauf der einzelnen Ereignisse, die das Verbrechen begleiteten, dachte, war so na- türliche, daß man es gleichsam mit Händen greifen konnte. Und doch, Gewissheit ga- ben seine Ausführungen immer nicht, und allerlei Einwände ließen sich leicht gegen dieselben machen.

Diese Gedanken schienen den Doktor und den Friedensrichter zu beschäftigen.

Endlich brach der Doktor das Stills- chweigen.

„Ihre Ausführungen“, meinte er, zu dem Agenten gewendet, „lassen an Deut- lichkeit nichts zu wünschen übrig; auch ist nicht zu leugnen, daß sie eine hohe Wahr- scheinlichkeit besitzen, aber die Rolle, welche Grespins bei dieser Geschichte spielen soll, ist mir nicht klar geworden.“

„Mir ebenso wenig“, antwortete der Agent lebhaft. „Frei und offen gestehe ich

es ein, meine Methode, die hauptsächlich darin besteht, sich eher mit dem Verbrechen zu beschäftigen, als mit dem Verbrecher selbst, hat eine große Schwäche. — Bei dieser Methode sind entweder alle meine Schlüsse richtig, oder kein einziger, es ist Alles oder Nichts. Bin ich im Rechte — nun, dann hat Grespins am Verbrechen nicht Theil genommen — wenigstens nicht unmittelbar — denn kein einziger Umstand läßt — wiederum meine Schlüsse als wahr vorausgesetzt — auf fremde Mitwirkung schließen. Bin ich nicht im Rechte, dann t äusche ich mich — irren ist ja menschlich, selbst für einen Mann von der Polizei... Aber ich täusche mich nicht... ich habe noch zwei andere schwer wiegende Ver- dachtsgründe gegen den Grafen und für meine Ansicht.“

„Und diese wären“, fragte der Friedens- richter neugierig.

„Ich frage den Kammerdiener des Gra- fen, ob er die Zahl der Fußbekleidungs- stücke des Herrn Grafen genau kannte — er besaß es und führte mich in das Zim- mer, wo die Schuhe aufbewahrt und ge- putzt werden — es fehlte ein Paar Stiefel mit Spigen von grünem russischen Leder, die der Graf — Francois ist dessen ganz sicher — am Morgen des Verbrechens an- gezogen hatte.“

Diese Stiefel habe ich überall mit der größten Sorgfalt gesucht — nirgendwo waren sie zu finden.

Sodann war die blaue Halsbinde mit weißen Streifen, welche der Graf am 8. trug, gleichfalls verschwunden.“

„In der That auffallend, wirklich auf- fallend“, murmelte der Friedensrichter vor sich hin. „Fast haben wir Beweise.“

Schon graute der Morgen und allmählig traten die Formen der Bäume aus dem Nebel heraus, der die Nacht über auf der Seine gelagert hatte.

„Ubrigens“, meinte der Doktor, „dürfte es an der Zeit sein, ein wenig Ruhe zu pflegen.“

„Ganz Ihrer Meinung“, antwortete der Agent lachend, „verdient hätten wir die- selbe ganz gewiß.“

„Also, gute Nacht, meine Herren,“ sagte er dann aufstehend, während der Frie- densrichter ein Nachtlcht anzündete.

Auch der Doktor hatte sich erhoben und schritt, leicht sich verbiegend, zum Hause hinaus, seiner Wohnung zu, während die beiden anderen Herren ihr Lager aufzu- suchten.

IX.

Graf Hector de Tremorel war mit sechs- undzwanzig Jahren das vollendete Muster eines Edelmannes, dessen einzige Beschäfti- gung darin zu bestehen schien, auf dieser Welt so viel Vergnügen als möglich zu genießen — um jeden Preis, koste es, was es wolle.

Jung, elegant, im Besitze von einigen Millionen, die ihm sein vor wenigen Jah- ren verstorbenen Vater hinterlassen hatte, mit einer eisernen Gesundheit ausgerüstet, vergebte er auf's Tollste — Manche be- haupteten, in seinem Stande wenig ange- messener Weise — seine Jugendzeit und sein Vermögen.

Durch alle seine Ausschweifungen und Exzesse der abenteuerlichsten Art hatte er es dahin gebracht, daß er in Paris in tur- ger Zeit eine freilich wenig beneidenswerthe Verhältnißtheil geworden war, deren Name in Aller Munde war und von dessen tollen Streichen die Scanthalblätter der Haupt- stadt an der Seine Tag für Tag Neues zu erzählen wußten.

Auf den Boulevards, in allen Cafés, in allen Gesellschaften sprach man zu jener Zeit fast von nichts Anderem, als den herrlichen Pferden, den prachtvollen Equi- pagen, der zahlreichen Dienerschaft und dem auf's luxuriöseste ausgestatteten Hotel des Grafen Hector de Tremorel — ja seine geringsten Handlungen bildeten überall den Gegenstand der Unterhaltung.

Eines Abends soupirt er im Pariser Café — er wirft das ganze Tafelgeschirr zum Fenster hinaus — es kostete ihm die Kleinigkeit von tausend Louis — am fol- genden Morgen sprach man in ganz Paris von Niemand anderem als dem tollen Grafen Tremorel — er hatte seinen Zweck erreicht.

Ein anderes Mal wirft ihm ein Offizier, mit dem er an der Table d'hôte eines Pa- riser Hotels dinst, einige harmlose Worte an den Kopf — Graf Tremorel versteht keinen Spaß und fordert den Offizier — am andern Morgen findet das Duell statt und Graf Tremorel geht aus demselben als Sieger hervor — vierzehn Tage lang stellten die Pariser Blätter lange Betrach- tungen über seinen Geldmuth an.

(Fortsetzung folgt.)